

Leib – Körper – Gewalt. Zur Relevanz leib- und körpertheoretischer Überlegungen für die Gewaltprävention

HOLGER JESSEL

Einleitung

»Ich klopp ihm so rein, richtig auf's Maul, weißte, 'ne Bombe gekriegt. Ja, [schnalzt mit der Zunge, dann leise:] einfach raufgehauen, ne. Na ja, Nasenbein war richtig eingeplättet gewesen dann zum Schluss, ne. Geblutet hat er auch. (2)¹ Adrenalinrausch, purer Adrenalinrausch, echt!<.«
(Schilderung eines jugendlichen Gewalttäters, in: Sutterlüty 2003, 268)

»Und da kam auch der Piepel, der hat mich, hat mich blöde angemacht, hab ick ihn einfach nur verdroschen. War bloß noch det eene Auge intakt, det hier. (...) Jo-jó. Det Auge halt war intakt gewesen, der Rest war allet dick und blau und (.) völlig verhunzt war det. Pech gehabt, der war zur falschen Zeit, zum falschen Moment am falschen Ort also. (2) Dann bin ick richtig ausgeklinkt, hab ick 'ne halbe Stunde auf ihn eingedroschen, eingetreten, eingedroschen. (2) War einfach bloß 'n schönet Gefühl gewesen, irgendwo. Sich mal sein Frust abzubauen, na ja, weiß ick nicht, Schmerzen zu verteilen<.«
(Schilderung eines jugendlichen Gewalttäters, in: Sutterlüty 2003, 73)

1. Die eingeklammerte (2) steht für eine zwei Sekunden dauernde Sprechpause (vgl. Sutterlüty 2003, 49). Ein eingeklammerter Punkt (.) steht im Folgendem für ein kurzes Absetzen bzw. eine Sprechpause bis ca. eine Sekunde, drei eingeklammerte Punkte (...) stehen für die Auslassung im Transkript. (A.a.0.)

Vermutlich lassen Sie diese beiden Schilderungen nicht kalt. Wahrscheinlich lösen sie nicht nur kognitive, sondern vor allem emotionale und leiblich-körperliche Reaktionen bei Ihnen aus. Möglicherweise verspüren Sie Wut, Hass, Angst oder Ekel, vielleicht steigt Ihr Muskeltonus oder Ihre Kehle schnürt sich zu, eventuell reagieren Sie auch mit Unverständnis, mit Abwehr oder mit aggressiven Empfindungen. Nicht zuletzt taucht wahrscheinlich auch das Bedürfnis nach Antworten auf die Frage »Warum?«, auf die Frage nach den Wurzeln und dem Sinn der geschilderten Handlungen auf.

Der vorliegende Beitrag geht von der These aus, dass gewalttägliches Verhalten – wie jedes andere Verhalten auch – keineswegs sinnlos ist. Gewalt kann sinn- und identitätsstiftend sein – sowohl für die Täter als auch für die Opfer – und nur wenn man der Frage nach dem Sinngehalt dieser Verhaltensweisen nachgeht, wird man fundierte Antworten bekommen, die jenseits von oberflächlichen Schnelldiagnosen liegen. Um zu den Tiefenschichten gewalttäglichen Verhaltens vorzudringen, ist eine biographische und identitätstheoretische Perspektive unerlässlich (vgl. u.a. Eckert 2008, Helsper 1995, 2006, Sutterlüty 2003). Dies zeigt auch die folgende Aussage:

»Immer wieder ist man beim Zusammentreffen mit straffälligen Menschen erschüttert festzustellen, wie fremd sie sich selbst sind, wie wenig sie die eigenen Gefühle spüren und wie unfähig sie letztlich sind, die in ihnen liegenden Möglichkeiten zu nutzen. Vieles im gefühlsmäßigen Bereich ist über Jahre und Jahrzehnte verschüttet worden, und es sind gegenüber dem eigenen Erleben und anderen Menschen Mauern aufgebaut worden, die schließlich alle Spontaneität zu ersticken drohen und diese Menschen gefühlsmäßig versteinern lassen.« (Rauchfleisch 2008, 9)

Vor diesem Hintergrund ist nun einerseits darzustellen, wie sich solche emotionalen Versteinerungen (manche Autoren sprechen im Hinblick auf die Beziehungsfähigkeit zu anderen Menschen auch von »Empathiesperre«) biographisch entwickeln können, andererseits gilt es jedoch auch zu begründen, warum und inwiefern die Auseinandersetzung mit biographischen Aspekten der Gewaltentstehung auf eine Thematisierung der leiblich-körperlichen Verfasstheit des Menschen angewiesen ist. Ein erster Hinweis ergibt sich aus dem untrennabaren Zusammenhang von Gefühlen und leiblichen Empfindungen: »Ich bin von einem Gefühl notwendigerweise leiblich betroffen (sonst habe ich dieses Gefühl nicht).« (Demmerling/Landweer 2007, 27) Mehr noch: »Die Eindrücke und Bewegungen unseres Körpers bilden die Grundlage für unser Empfinden von uns selbst.« (van der Kolk 2006, VII) Diese körperlichen Empfindungen und Verhaltensmuster entwickeln sich überwiegend im sozialen Kontakt mit anderen und

stellen die entscheidende Basis unseres Bewusstseins und unseres Identitätsgefühls dar (vgl. a.a.O., IX). Hier deutet sich bereits an, dass jede Form der Gewalt(präventions)forschung, die die Bearbeitung von Gefühlen als wesentlich betrachtet (und diesbezüglich sind dem Verfasser nahezu keine Ausnahmen bekannt), um eine Auseinandersetzung mit dem Körper bzw. Leib als menschliches Existenzial nicht umhinkommt. Dieser Aspekt wird jedoch in der aktuellen Gewaltforschung mit wenigen Ausnahmen (vgl. u.a. Scherr 2004, Sutterlüty 2003) weitgehend ausgeklammert.

1. Das Spannungsfeld von Leibsein und Körperhaben und seine Bedeutung für die Gewaltprävention

Helmut Plessner (vgl. 1975, im Orig. 1928) vertritt die Auffassung, dass Menschen aufgrund der Doppelaspektivität ihrer Existenz zu sich selbst in einer indirekt-direkten Beziehung stehen. Menschen sind gleichzeitig ihr Leib und haben ihren Körper, d.h. sie sind einerseits an ein nicht-relativierbares Hier-Jetzt gebunden, besitzen andererseits aber auch die Fähigkeit, sich von dieser raumzeitlichen Gebundenheit zu distanzieren. Entscheidend ist nun, dass es sich der Mensch nicht aussuchen kann, mal den Aspekt des Leibseins und mal den des Körperhabens zu leben. In jedem Moment seines Daseins muss er eine Balance zwischen diesen Aspekten herstellen. Damit ist der Mensch gezwungen, sein Leben aktiv zu gestalten und auf diese Weise sich selbst zu verwirklichen: »Als exzentrisch organisiertes Wesen muss er sich zu dem, was er schon ist, erst machen.« (A.a.O., 309) Mit dieser Argumentation erteilt Plessner einerseits »allen Hoffnungen auf eine ungebrochene Direktheit des Lebensgefühls eine Absage« (Seewald 1996, 28), andererseits macht er jedoch auch deutlich, dass der Mensch das Selbstsein in der eigenen Mitte nie vollständig verlassen kann (vgl. Plessner 1975, 293). Diese Ausführungen zeigen, dass es für den Menschen »keine Rückkehr zu einer prädualistischen Idylle« (Fuchs 2008, 287) gibt. Unsere Existenz ist vielmehr grundlegend ambivalent und konflikthaft, da »wir uns als leibliche Wesen doch immer unserer eigenen Naturseite gegenüberstellen und den Körper zum Objekt machen können, ja ihn oft als Widerpart und Hindernis unseres Lebensvollzugs erfahren« (a.a.O.). Der Doppelaspekt des Lebendigen beinhaltet damit zugleich eine fundamentale Widersprüchlichkeit unseres Selbstverhältnisses, da sich Spontaneität und Reflexivität, Freiheit und Notwendigkeit, aktive Weltzufwendung und Widerfahrnis, Geistiges und Körperliches sowie Kultur und Natur immer auch in Konflikt zueinander befinden. Die Unausgeglichenheit der exzentrischen Positionalität zwingt Menschen dazu, Werte, Nor-

men und Strukturen zur Komplettierung ihrer eigenen Unvollkommenheit zu entwickeln, womit Identitätsbildungsprozesse und soziokulturelle Veränderungsprozesse untrennbar miteinander verbunden sind.

Vor eben diesem Hintergrund ist gewalttägiges Handeln von Jugendlichen zu analysieren, wobei anzunehmen ist, dass gesellschaftliche Normen und Werte unter postmodernen Bedingungen einen großen Teil ihrer Selbstverständlichkeit eingebüßt haben. Es muss also im Rahmen der Gewaltprävention immer auch um die gemeinsame Entwicklung einer Kultur der Kooperation, der Empathie und der Anerkennung gehen, um etwas, das nicht selbstverständlich schon gegeben ist und das gleichermaßen der Selbstkontrolle wie auch der Fähigkeit des leiblichen Empfindens bedarf. Die Entwicklung einer solchen Kultur basiert auf einem fundamentalen und permanenten zwischenleiblichen bzw. psychomotorischen Dialog (vgl. u.a. Eckert 2004), der aufgrund der exzentrischen Positionalität des Menschen nicht zuletzt durch das Spannungsverhältnis von Leibsein und Körperhaben charakterisiert ist und der sowohl die Klienten als auch den Psychomotoriker in seiner leiblich-biographischen Existenz betrifft.

Ferdinand Sutterlüty (vgl. 2003, 77ff.) hat in einer qualitativen Analyse von intrinsischen Gewaltmotiven gezeigt, wie leiblich-affektive Impulse dem gewalttägigen Handeln eine Eigendynamik verleihen können, die jenseits von Reflexivität und Kontrolle liegt. Auf diese Weise entfernt »sich die Gewalt während ihres Vollzugs oft weit von ihren ursprünglichen Zielen und Zwecken« (a.a.O., 83). Die Intensität des Erlebens basiert dabei wesentlich auf der Zwischenleiblichkeit solcher Situationen, auf dem »unauflöslichen Zusammenhang mit der unmittelbaren körperlichen Präsenz des Opfers und der sinnlichen Gewissheit seiner Gebrochenheit« (a.a.O., 78). Diese Antworten des Leibes auf bestimmte Situationsbedingungen sagen nun auf sehr authentische Art und Weise etwas darüber aus, wer jemand ist – sowohl für sich selbst als auch für andere. Im Rahmen der Gewaltprävention sollte es also nicht nur um die Kontrolle impliziter leiblich-affektiver Impulse gehen (obwohl dies im Sinne des Opferschutzes zentral ist), sondern auch um eine bewusste Auseinandersetzung mit der Bedeutung, die diese in biographischer und aktueller Hinsicht für den Täter haben. Erst auf dieser Grundlage können nachhaltige Möglichkeiten eines gewaltfreien Umgangs mit solchen aggressiven Impulsen entwickelt werden.

2. Leiblich-affektive Abstimmungsprozesse und ihre Bedeutung für die Gewaltprävention

Da es zu »den gesicherten Ergebnissen empirischer Forschung gehört [...], dass in ihrer Herkunftsfamilie durch Gewalt viktimisierte Kinder in

späteren Lebensphasen eine besonders hohe Neigung zu Gewalttätigkeit zeigen« (Sutterlüty 2003, 109f.), ist eine Analyse familiärer Interaktionsprozesse zur Erklärung jugendlicher Gewalthandlungen unabdingbar. Erforderlich ist demnach eine biographische Perspektive, in der die familiäre Opfergeschichte der Jugendlichen in den Blickpunkt kommt. Die transgenerationale Übertragung von Gewalt sowie der Kreislauf von familiären Gewalterfahrungen und außerfamiliärem Gewaltverhalten (vgl. Sutterlüty 2003) wird allerdings nur dann verständlich, wenn man die impliziten, leiblich-affektiven Abstimmungsprozesse zwischen Säugling/Kind und Bezugsperson(en) in den Blick nimmt.

2.1 ABSTIMMUNGSPROZESSE UND DIE BEDEUTUNG DES IMPLIZITEN LEIBLICHEN GEDÄCHTNISSES

Die Ergebnisse der Bindungsforschung machen zwar deutlich, dass im Rahmen lebenslang bedeutsamer (Bindungs-)Beziehungen die grundlegenden Bedürfnisse des Menschen nach Nähe und Autonomie, nach Sicherheit, Geborgenheit, Schutz und Grenzen sowie nach Individuation, Eigenständigkeit und eigener Identität verhandelt werden (vgl. Scheuerer-Englisch 2001, 315). Entscheidend für unseren Zusammenhang ist jedoch die Beobachtung, dass sich von frühester Kindheit an »die sozialen Interaktionen und Erfahrungen als Verhaltensentwürfe, affektiv-interaktive Schemata, Körperhaltungen und Körperpraktiken im impliziten leiblichen Gedächtnis« (Fuchs 2008, 296) sedimentieren. Bereits die allerersten Erfahrungen menschlicher Beziehung finden (zwischen-)leiblich statt und bilden ein wesentliches Fundament gelingender Entwicklung (vgl. Greenspan/Shanker 2007, 9f., Diederichs/Jungclaussen 2009).

Erfolgreiche Abstimmungsprozesse führen in der Regel zu Gefühlen der Anerkennung, Wertschätzung und Resonanz, das Kind wird als autonomes Individuum in Beziehung gesehen, es entwickelt Bindungssicherheit und Urvertrauen (»das Gefühl einer Welt, aus der man nicht fallen kann« [Helsper 1995, 131]) und – dies ist ein zentraler Aspekt im Rahmen der Gewalt(präventions)forschung – seine Grenzen und seine leibliche Integrität bleiben gewahrt.

Misslingen hingegen diese Abstimmungsprozesse über einen längeren Zeitraum, z.B. aufgrund mangelnder Empathie oder fehlender Resonanzfähigkeit der Eltern (vgl. u.a. Cierpka 2005, Koch 2008), so können daraus Erfahrungen der Missachtung, der Abwertung, der Gleichgültigkeit, der Dissonanz, der Grenzüberschreitung und der Ohnmacht resultieren, das Kind entwickelt u.U. einen unsicher-vermeidenden, unsicher-ambivalenten oder desorganisierten Bindungsstil (vgl. Scheuerer-Englisch 2001, 320ff.), es entsteht Urmisstrauen (vgl. Erikson 2000 [im Orig. 1959], 62ff.)

und in gravierenderen, traumatischen Fällen kann es zu leiblichen Desintegrationsprozessen, somatoformen Dissoziationen, dysfunktionalen Stressbewältigungsmustern sowie zu einem Verlust der Kohärenz des Selbst kommen (vgl. hierzu u.a. Opitz-Gerz 2008, 282ff., sowie *Bohm* in diesem Band).

Entscheidend ist auch hier, dass traumatische Erinnerungen »überwiegend im sog. impliziten, prozeduralen Gedächtnis gespeichert [sind; Anm. d. Verf.]. Die Erinnerung ist oft fragmentiert, sprachlos und ohne zeitliche Einordnung. Die traumatischen Erlebnisse werden nicht auf einem symbolischen Niveau, sondern im sensomotorischen Bereich gespeichert.« (A.a.O., 281) Da der Körper nicht vergisst (vgl. van der Kolk 2000), ist es »sinnvoll und notwendig [...], beim Thema Trauma die körperliche Dimension in die praktische Arbeit mit einzubeziehen« (Opitz-Gerz 2008, 285). Mehr noch: Menschen können sich diesen Spuren meist nicht vom Bewusstsein aus, gleichsam kognitiv oder top-down gesteuert, nähern, sondern – wie die Traumaforschung eindrücklich gezeigt hat (vgl. u.a. van der Kolk 2006, Levine/Kline 2007) – in erster Linie bottom-up gesteuert, nämlich über körperlich-leibliche Erfahrungen.

2.2 OHNMACHTS- UND MISSACHTUNGSERFAHRUNGEN

Die familiäre Sozialisation vieler Jugendlicher, die Gewaltkarrieren entwickeln, wird in der Regel durch zwei Erfahrungstypen geprägt, die einen unmittelbaren Einfluss auf ihre Leiblichkeit haben: Durch Ohnmachtserfahrungen einerseits und durch Missachtungserfahrungen andererseits (vgl. Sutterlüty 2003).

Ohnmachtserfahrungen machen Kinder und Jugendliche sowohl als Opfer (direkte Viktimisierung) als auch als Zeugen (indirekte Viktimisierung) von Gewalthandlungen. Die Viktimisierungen sind durch das Gefühl des Kontrollverlustes, durch die Angst, erneut Opfer von Gewalt zu werden, durch das Gefühl des Nichtbeschütztwerdens sowie durch eine moralische Verletzung charakterisiert, die vor allem die Zeugenschaft von Gewalt betrifft und sich auf die Erkenntnis bezieht, nicht so handeln zu können, wie man es für richtig hielt. All diese Ohnmachtserfahrungen können zu Projektionen der Gegengewalt führen: »Junge Menschen, die wiederholt misshandelt oder Zeugen der Misshandlung einer anderen Person in der Familie wurden, nehmen die Gewalt schließlich als probates Mittel wahr, ihre Ohnmacht zu beenden.« (A.a.O., 179)

Missachtungserfahrungen können sowohl durch die passive Verweigerung von Anerkennung als auch durch Handlungen der aktiven Demütigung hervorgerufen werden. Im ersten Fall ist nicht nur die Versagung von Bestätigung angesprochen, sondern auch die (nicht unbedingt inten-

diente) Vernachlässigung und Nichtbeachtung, die dennoch als »radikale Entwertung« (a.a.O., 191) wahrgenommen werden kann. Demütigungen können in Form einer erniedrigenden Behandlung der Kinder als bloße Last, in verletzenden Negativzuschreibungen oder im Ausschluss aus der familiären Kommunikation stattfinden. Erfolgen diese Abwertungen über einen längeren Zeitraum, so kann auch von Missachtungsdynamiken gesprochen werden: »Sie ziehen die Selbstbilder der betroffenen Jugendlichen nachhaltig in Mitleidenschaft und führen zu Verhaltensweisen, die wiederum die weitere Missachtung in der Familie, aber auch in anderen Kontexten wie etwa der Schule nach sich ziehen.« (A.a.O., 192)

Das durch die hier beschriebenen Ohnmachts- und Missachtungserfahrungen hervorgerufene Problem der intersubjektiven Anerkennung wird – so Sutterlüty – häufig zu einem Problem der intrasubjektiven Selbstachtung und kann zu tiefen Verunsicherungen der Identität von Jugendlichen führen.

Die Dynamik aus Missachtungserfahrungen und Gewalthandlungen kann sich über den Kontext der Familie hinaus erweitern und durch außefamiliäre Missachtungserfahrungen verstärkt werden. Damit werden Gewalthandlungen und die Zugehörigkeit zu gewalttätigen Gruppen häufig zu einer attraktiven Lösung des biographisch erworbenen Problems der fehlenden Anerkennung und Selbstachtung.

2.3 DER KREISLAUF VON FAMILIÄREN GEWALTERFAHRUNGEN UND AUSSERFAMILIÄREM GEWALTVERHALTEN

Zur Erklärung des Transfers von familiär entstandenen Gewaltdispositionen in außefamiliäre Kontexte können mit Sutterlüty (vgl. 2003, 250ff.) drei Entwicklungsstränge differenziert werden. Sie stellen keine kausale Notwendigkeit dar, sondern enthalten vielfältige, durch Handlungsdynamiken und biographische Ereignisse beeinflusste Kontingenzen:

1. Epiphanische Erfahrungen: Sie beziehen sich auf den Wechsel von der Opfer- in die Täterrolle und markieren biographische Wendepunkte. Mit Epiphanie ist wörtlich das plötzliche Erscheinen gemeint; im hier diskutierten Kontext bezeichnet der Begriff eine körperlich-leibliche Erfahrung, die jemandem einen neuen Aspekt seines Selbstverständnisses erschließt, z.B. wenn sich ein jahrelang von seinem Vater gedemütigter Jugendlicher als Ergebnis dieser kumulierten Erfahrungen plötzlich gegen ihn auflehnt.

2. Gewaltaffine Interpretationsregimes: Sie bezeichnen durch wiederholte Ohnmachts- und Missachtungserfahrungen erworbene Wahrnehmungs- und Deutungsmuster, die zu besonderen Situationsdefinitionen und Vulnerabilitäten der Jugendlichen führen. Jugendliche »erkennen in

den Situationen, denen sie begegnen, immer wieder jene Feindseligkeit, die ihnen in ihrer Familie seit Kindheitstagen entgegenschlug. Im Zuge der Erweiterung ihrer sozialen Beziehungen im Jugendalter dehnt sich damit der Bereich des Feindlichen aus, in dem sich die Träger jener interpretativen Muster schon bei geringfügigen Anlässen missachtet oder herausgefordert fühlen und als Gewalttäter in Erscheinung treten.« (A.a.O., 279)

Die spezifische Sensibilität dieser Jugendlichen bezieht sich damit nicht nur auf körperliche Übergriffe, sondern häufig ganz elementar auf Ohnmachtserfahrungen bzw. auf die Missachtung ihrer Würde bzw. Ehre. Oft genügt ein falsches Wort oder nur ein Blick, um die Gewaltdynamik zu initiieren, wobei im zweiten Fall der Aspekt der Zwischenleiblichkeit bzw. des psychomotorischen Dialogs besonders deutlich wird. »Blicke sind wie Speere. Es ist schwer, sie lange auszuhalten; wer das nicht schafft, wendet den eigenen Blick ab oder gibt sich gefangen.« (Schmitz 2007, 40); mit möglicherweise gravierenden Konsequenzen, wie das folgende Beispiel zeigt: »Ein Blick reicht«, sagt der 16 Jahre alte Yang. »Guckt mich einer falsch an, frage ich: Ey was willst du? Wenn er dann wegguckt, ist er ein Loser. Wenn nicht, haue ich ihm eine rein.« (Koch 2008, 119) Für Sutterlüty (vgl. 2003, 280) sind in solchen Situationen immer dichotomische Interpretationen wirksam, die sich entlang der semantischen Achsen Macht vs. Ohnmacht und Anerkennung vs. Missachtung bewegen und die überdies implizit ablaufen, d.h. den Akteuren in der Regel nicht bewusst werden. Die Ursache liegt in zahlreichen Fällen im (misslungenen) Aufbau des kindlichen Vertrauensverhältnisses in die Welt. Wurde der Blick immer wieder zurückgewiesen, entwickelte sich keine tragfähige Mutter-Kind-Beziehung, »dann wird der Blick des anderen gefährlich, weil er die Erinnerungsspur wieder besetzt, in der die Verletzung durch den nicht erwiderten Blick noch frisch ist, sei es – im extremen Fall – durch die Zurückweisung der Mutter oder durch die spätere Zurückweisung von Bezugspersonen [...]. Ein solcher Blick, der an das erinnert, was hätte sein können, verursacht Schmerz und ist nicht auszuhalten, er muss >abgewendet<, im schlimmsten Fall vernichtet werden.« (Koch 2008, 119)

Einzelne Gewalttaten können dabei eine »von Widerfahrnissen der Missachtung und der Gewalt geprägte Lebensgeschichte nicht aufwiegen. Der Nachhall dieser Widerfahrnisse, der sich im Wirken gewaltaffiner Interpretationsregimes Gehör verschafft, bleibt daher meist ein ständiger Begleiter jugendlicher Gewaltkarrieren.« (Sutterlüty 2003, 287)

3. Gewaltmythologien: Sie stellen gewaltverherrlichende Wertbindungen dar, die mit überhöhten Erwartungen an die Effekte von Gewalt verknüpft sind und auf Kämpferideale gestützte Selbstbilder zum Ausdruck bringen. Von Mythologien lässt sich deshalb sprechen, weil Macht und Stärke einerseits glorifiziert werden und Jugendliche andererseits der Ge-

walt Wirkungen zusprechen, die sie letztendlich gar nicht besitzt oder die langfristig durch gegensätzliche Konsequenzen (z.B. negative Reaktionen des sozialen Umfeldes) wieder aufgehoben werden (vgl. a.a.O., 294). Die durch Gewalthandlungen hervorgerufenen Machtgefühle können demnach eine Kehrseite beinhalten: das Bewusstsein der Ablehnung durch andere. Diese Kehrseite weist darauf hin, dass ein positives Selbstverhältnis letztlich auf die Anerkennung anderer angewiesen bleibt. Viele Jugendliche sind deshalb in einem Teufelskreis gefangen; sie wollen um jeden Preis verhindern, dass die anderen etwas Negatives über sie sagen. Ihre panische Angst, auf Ablehnung zu stoßen, lässt sie dabei an Verhaltensweisen festhalten, die, »wenn sie schon keine Anerkennung bringen, die anderen wenigstens mundtot machen« (a.a.O., 322). Für Sutterlüty bleibt dieser Teufelskreis so lange bestehen, wie das biographisch erworbene Anerkennungs- und Selbstachtungsproblem nicht gelöst und die gewaltaffinen Interpretationsregimes nicht aufgehoben sind. Es sind nicht zuletzt diese impliziten Themen bzw. Wahrnehmungs- und Deutungsmuster, an denen jeder Ansatz der Gewaltprävention anzusetzen hat.

3. Die Bedeutung des leiblichen Spürens für die Gewaltprävention

Die Leibphänomenologie von Hermann Schmitz (vgl. u.a. 1990, 2007) eröffnet mit der Thematisierung des leiblichen Spürens weitere grundlegende Anknüpfungspunkte für das Verstehen von Gewaltkarrieren und die Gewaltprävention. Das leibliche Spüren ist nach Schmitz der maßgebliche Modus der Orientierung und Steuerung menschlichen Lebens. »Der Leib ist besetzt mit leiblichen Regungen wie Angst, Schmerz, Hunger, Durst, Atmung, Behagen, affektives Betroffensein von Gefühlen.« (Schmitz 2007, 16) Die leibliche Disposition tönt als Klima ganzheitlicher leiblicher Regungen das leibliche Befinden eines Menschen in charakteristischer Art und Weise. Hierzu ein Beispiel: In einer Interviewpassage kommt Bebecks Empathie mit ihrer Schwester prägnant zum Ausdruck; sie geht so weit, dass es ihr »weh tut« zu sehen, wie diese von ihrem Vater geschlagen wird (vgl. Sutterlüty 2003, 126). Diese Analogie zum physischen Schmerz zeigt, dass indirekte Viktimisierungen ähnliche Wirkungen haben können wie die am eigenen Leib erlittene Gewalt – ein Aspekt, der durch die Entdeckung der Spiegelneurone mittlerweile auch neurobiologisch belegt ist (vgl. u.a. Bauer 2005). Entscheidend ist hier, dass Bebecks leiblich-affektive Betroffenheit auch längerfristig »zu einer passiven Trauer und zu Gefühlen des Ausgeliefertseins und der Handlungsunfähigkeit« (Sutterlüty 2003, 127) führt.

Die Wandlungsfähigkeit der leiblichen Disposition ist allerdings entscheidend dafür, gerade diese Dimension einer Viktimisierung (beispielsweise durch familiäre Gewalt) aufzugreifen und Jugendlichen Wege der Wiedergewinnung ihres Leibes und damit auch ihrer Autonomie und Identität zu eröffnen (vgl. u.a. Eckert 2008, Opitz-Gerz 2008).

Für die Gewaltprävention ist außerdem das aus Schmitz' Überlegungen ableitbare Spannungsfeld von Spüren, Selbstdistanzierung und spürbarer Selbstgewissheit von zentraler Bedeutung. Das wechselseitige Verhältnis von leiblicher Erfahrung und Selbstdistanzierung benötigt nach Schmitz eine spürbare Verankerung, um Handlungs- und Orientierungssicherheit zu bieten. Diese spürbare Verankerung kann als leibliche Orientierung begriffen werden, die das Spannungsfeld zwischen personaler Emanzipation und personaler Regression zusammenhält. Die personale Regression beschreibt den »Rückfall in das reine Leibsein etwa im Lachen oder Weinen, im heftigen Schreck, in der plötzlichen Überraschung und der Panik, im Rausch und der Ekstase« (Gugutzer 2002, 100); der Mensch und sein Leib sind in diesem Fall eins. Die personale Emanzipation bezieht sich demgegenüber auf einen Vorgang bzw. Zustand, in dem sich der Mensch von der leiblichen Betroffenheit distanziert und sich selbst zum Objekt wird (vgl. Schmitz 1990, 155).

Dieses Spannungsfeld kommt insbesondere auch in der Außeralltäglichkeit von Gewalterfahrungen zum Ausdruck; sie hat für Sutterlüty ihren Grund darin,

»dass sie den Akteur auf eine existentielle körperliche Ebene führt. Den Schilderungen der Jugendlichen zufolge beginnt das häufig bereits in der Anfangsphase gewalttätiger Auseinandersetzungen mit körperlichen Reaktionen wie einem ›Kribbeln‹ und einem ›Zittern‹, die aus der Angst vor dem Gegner oder Feind und dem riskanten Versuch, diese Angst zu überwinden, resultieren. Im Akt der Gewalt stehen die, die sie ausüben, in einem merkwürdigen Spannungsfeld zwischen Konzentration und Körperkontrolle auf der einen und der hemmungslosen Freigabe ihrer eigenen Körperreaktionen auf der anderen Seite.« (Sutterlüty 2003, 87)

Vor diesem Hintergrund erscheint es nicht nur sinnvoll, Jugendlichen Wege der personalen Emanzipation sowie Gelegenheiten der Selbstdistanzierung zu eröffnen, sondern ihnen vor allem Möglichkeiten der Entwicklung einer spürbaren Selbstgewissheit anzubieten: »Erst die spürbare Gewissheit – sei sie nun Resultat eines rationalen Erkenntnisprozesses oder eines unhinterfragten Selbstempfindens –, dieses oder jenes zu sein, zu wollen, zu können oder zu mögen, ist Ausdruck dafür, wirklich mit sich selbst identisch zu sein. Umgekehrt bedeutet das, dass sich das Fehlen der spürbaren Gewissheit für die betreffende Person als mehr oder weniger großes

Identitätsproblem bemerkbar machen dürfte.« (Gugutzer 2002, 102) Es ist gerade die leibliche Verankerung der oben beschriebenen Spirale aus Missachtung und Gewalt, die diesbezüglich Handlungsoptionen eröffnet; dabei können sowohl das implizite Leibgedächtnis als auch das aktuelle leibliche Empfinden maßgebliche Anknüpfungspunkte für die Gewaltprävention bieten (vgl. Ciompi 2005, Geuter 2006, 119).

4. Die Bedeutung des Habitus für die Gewaltprävention

Im Habitus-Konzept von Bourdieu (vgl. 1982) kommen zusätzliche Bedeutungsaspekte des Leibes zum Ausdruck, die für das Verständnis von Gewaltphänomenen und für die Gewaltprävention relevant sind. Der Habitus kann als Vermittlungsinstanz zwischen objektiven (kulturellen, sozialen, ökonomischen etc.) Strukturen und konkreten praktischen Handlungen verstanden werden (vgl. a.a.O.). Als System von Dispositionen ist er damit einerseits strukturierte und andererseits strukturierende Struktur. Im individuellen Habitus sind sowohl die gesellschaftlichen Strukturen als auch die persönliche Lebensgeschichte einverlebt, er zeigt sich beispielsweise an Bewegungsmustern, Körperhaltungen, Kleidungsstilen oder (körper-)sprachlichen Präferenzen. Gewalttägiges Verhalten kann nun ebenso wie andere persönliche Charakteristika als Teil des Habitus verstanden werden, womit in der Distanzierung von solchen Verhaltensweisen bei manchen Jugendlichen im wahrsten Sinne des Wortes etwas zur Disposition steht.

Die oben beschriebenen Gewaltmythologien von Jugendlichen sind genau in diesem Zusammenhang zu verstehen: Sie sind weit davon entfernt, »bloße Phantasien zu bleiben. Vielmehr drängen sie auf ihre physische Realisierung und bringen nicht nur auf der symbolischen Ebene der Gewalt huldigende Wertbindungen hervor. Hand in Hand mit der Herausbildung solcher Wertbindungen geht bei den entsprechenden Jugendlichen die Entwicklung von Selbstidealen des Kämpfertums, deren Wirkungen bis in die affektive Besetzung einer aggressiven Körperlichkeit hineinreichen.« (Sutterlüty 2003, 295)

Im Sinn- und Bedeutungshorizont von Jugendlichen, die sich gewalttätig verhalten, ist das Gewalthandeln mitunter das einzige gelingende soziale Handeln und die einverlebte Gewaltkultur so stabil, dass es äußerst starker (innerer oder äußerer) Veränderungszumutungen bedarf, um die leibliche Disposition, den Habitus, zu beeinflussen.

Die Auseinandersetzung mit dem Habitus sollte insofern einen zentralen Bestandteil der Gewaltprävention darstellen. Dafür spricht auch seine

Qualität als praxisgenerierender Spürsinn, der zur praktischen »Beherrschung« der lebensweltlichen Spielregeln führt (vgl. hierzu auch die Forschungsarbeiten zum Code der Straße u.a. Kersten 2008). Hier steht das Implizite im Vordergrund, das in den individuellen Wahrnehmungs- und Beurteilungsschemata immer schon enthalten ist. Dieses Implizite kann insbesondere im Zusammenhang mit Gewaltphänomenen zu präreflexiven Dynamiken führen, es stellt jedoch als leiblich-praktischer Spürsinn auch eine wichtige Instanz der Selbstvergewisserung dar, die dem Menschen signalisiert, welche Erfahrungen und Handlungen zu ihm passen und welche nicht. Auch hier steht einmal mehr die Balance zwischen Reflexivität und Leiblichkeit im Vordergrund.

Nicht zuletzt ist der Körper ein zentrales Kapital und ein wichtiges Medium für die alltägliche Identitätsarbeit. Als Sinninstanz und Symbol für eine jederzeit verfügbare und kontrollierbare Wirklichkeit (vgl. Bette 1989, 31) steht er in direktem Zusammenhang mit physischer Gewalt, weil er deren bedingende Voraussetzung ist. Vielen Jugendlichen geht es um die »Idealisierung einer Körperlichkeit, die Aggressivität, Kampfbereitschaft und Stärke zur Schau stellt« (Sutterlüty 2003, 299), was teilweise bis zur stolzen Präsentation von Narben führen kann. Vor diesem Hintergrund sollten die wesentlichen Ziele der Gewaltprävention darin bestehen, einerseits den Körper als gewaltfreies Kapital zu thematisieren und Jugendlichen andererseits die Identifizierung und Nutzung bzw. die Entwicklung zusätzlicher Ressourcen zu ermöglichen.

5. Konsequenzen für die psychomotorische Gewaltprävention

Die beschriebenen leib- und körperbezogenen Aspekte der Identitätsentwicklung sind für die Gewaltprävention deshalb so bedeutsam, weil sie den Kern dessen ausmachen, worum es im zwischenmenschlichen Kontakt immer geht, um Autonomie und Selbstbestimmung, um Selbstverwirklichung und Selbstachtung sowie um wechselseitige Anerkennung als einzigartige, aber dennoch aufeinander verwiesene und voneinander abhängige Individuen. Gewalttägliches Verhalten bedroht diese zentralen Dimensionen menschlicher Existenz – häufig auf der basalen Ebene der leiblichen Integrität. Gerade deshalb sollte diese Ebene im Rahmen der Gewaltprävention einen grundsätzlichen Stellenwert erhalten.

Mit dem mehrperspektivischen Ansatz der psychomotorischen Gewaltprävention (vgl. Jessel 2008) liegt eine Konzeption vor, die sich um eine grundlegende Integration dieser leiblich-körperlichen, biographischen und identitätstheoretischen Perspektiven bemüht. Der Ansatz zeigt,

wie die hier diskutierten Perspektiven in eine systematische Praxeologie überführt werden können, die wesentlich auf körperlich-leiblichen Erfahrungen sowie auf deren reflexiver Bearbeitung basiert. Im Sinne der Kultivierung einer reflexiven Leiblichkeit (vgl. Gugutzer 2002, 295ff., Seewald 2000, 99ff.) besteht die Zielrichtung dieses Ansatzes vor allem in der Entwicklung von Selbstgestaltungs- und Selbstorganisationskompetenzen. Der Erwerb dieser Kompetenzen erfolgt in erster Linie über das Aufspüren und Ausdrücken von Emotionen und Bedürfnissen, die sich sowohl auf subjektiv sinnvolle Wahrnehmungs- und Erlebnisinhalte als auch auf wichtige Beziehungs- und Handlungszusammenhänge beziehen. Hierbei geht es nicht nur um die Entwicklung von Reflexivität, sondern vor allem auch um die Kultivierung einer leiblich spürbaren Gewissheit sowie um die (Wieder-)Aneignung des eigenen Körpers und Leibes im Rahmen individuell bedeutsamer Bewegungspraxen sowie im Hinblick auf persönliche Lebensthemen und -kontexte.

Damit wird direkt an einer wesentlichen Ressource von Kindern und Jugendlichen angesetzt, an deren leiblicher Verankerung in der Welt. Über Körper-, Leib- und Bewegungserfahrungen werden zugleich unmittelbare Erfahrungen der Kontrolle und Selbstwirksamkeit, des Lustgewinns, der Selbstvererhöhung sowie positive zwischenmenschliche Erfahrungen ermöglicht. Diese ressourcen- und bedürfnisorientierten Qualitäten sind an sich bereits entwicklungsfördernd, sie stellen darüber hinaus jedoch die wesentlichen Voraussetzungen dafür dar, dass sich Kinder und Jugendliche auch schwierigen Entwicklungsthemen – und mit solchen haben wir es im Kontext von Gewaltprävention in der Regel zu tun – stellen wollen bzw. können (vgl. Grawe 1998). Die Unmittelbarkeit von Körpererfahrungen trägt dabei nicht nur zur Bedürfnisbefriedigung bei, sondern ist zugleich klarend und bewusstseinsschaffend und kann zur Grundlage von individuell bedeutsamen Reflexionsprozessen werden.

Abschließend sei darauf hingewiesen, dass pädagogische und therapeutische Beziehungen immer zwischenleibliche Beziehungen sind und deren Qualität maßgeblich von der tonischen Resonanz bzw. Empathie des Entwicklungsbegleiters sowie von dessen Körperpräsenz (vgl. Eckert 2004) beeinflusst wird. Auch aus dieser Perspektive erscheinen Leib und Körper als elementare Ressourcen für die Gewaltprävention.

Literatur

Bauer, Joachim (2005): Warum ich fühle, was du fühlst. Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone. Hamburg (Hoffmann und Campe).

- Bette, Karl-Heinrich (1989): Körperspuren. Zur Semantik und Paradoxie moderner Körperlichkeit. Berlin, New York (De Gruyter).
- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Cierpka, Manfred (2005): »... und da hat er ihr einfach eine vors Schienbein gegeben, einfach so!«. Familiärer Kontext, individuelle Entwicklung und Gewalt. In: Manfred Cierpka (Hg.) (2005): Möglichkeiten der Gewaltprävention. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht), 13-35.
- Ciompi, Luc (2005): Die emotionalen Grundlagen des Denkens. Entwurf einer fraktalen Affektlogik. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht), [3. Auflage].
- Demmerling, Christoph, Hilge Landweer (2007): Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn. Stuttgart, Weimar (Metzler).
- Diederichs, Paula, Ingo Jungclaussen (2009): Zwölf Jahre Berliner Schrei-BabyAmbulanzen – eine Positionierung körperpsychotherapeutischer Krisenintervention und früher Hilfen. In: Manfred Thielen (Hg.) (2009): Körper – Gefühl – Denken. Körperpsychotherapie und Selbstregulation. Gießen (Psychosozial), 209-250.
- Eckert, Amara Renate (2004): Menschen psychomotorisch verstehen und begleiten. In: Amara Renate Eckert, Richard Hammer (Hg.) (2004): Der Mensch im Zentrum. Beiträge zur sinnverstehenden Psychomotorik und Motologie. Lemgo (AKL), 59-73.
- Eckert, Amara Renate (2008): Trauma – Gewalt – Autonomie. Psychomotorische Gewaltprävention als Hilfe zur Verarbeitung erlebter Traumatisierung. In: Motorik, 31, 1, 18-24.
- Erikson, Erik H. (2000): Identität und Lebenszyklus: drei Aufsätze. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), 18.Auflage [im Original 1959].
- Fuchs, Thomas (2008): Das Gehirn – ein Beziehungsorgan. Eine phänomenologisch-ökologische Konzeption. Stuttgart (Kohlhammer).
- Geuter, Ulfried (2006): Körperpsychotherapie – Teil 1. Der körperbezogene Ansatz im neueren wissenschaftlichen Diskurs der Psychotherapie. In: Psychotherapeutenjournal, 5, 2, 116-122.
- Grawe, Klaus (1998): Psychologische Therapie. Göttingen (Hogrefe).
- Greenspan, Stanley I., Stuart G. Shanker (2007): Der erste Gedanke. Frühkindliche Kommunikation und die Evolution menschlichen Denkens. Weinheim, Basel (Beltz).
- Gugutzer, Robert (2002): Leib, Körper und Identität. Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität. Wiesbaden (VS).
- Helsper, Werner (1995): Zur »Normalität« jugendlicher Gewalt: Sozialisationstheoretische Reflexionen zum Verhältnis von Anerkennung und

- Gewalt. In: Werner Helsper, Hartmut Wenzel (Hg.) (1995): Pädagogik und Gewalt. Opladen (Leske und Budrich), 113-154.
- Helsper, Werner (2006): Schulische Gewaltforschung als Lückentext. In: Wilhelm Heitmeyer, Monika Schröttle (Hg.) (2006): Gewalt. Beschreibungen – Analysen – Prävention. Bonn (Bundeszentrale für Politische Bildung), 209-216.
- Jessel, Holger (2008): Psychomotorische Gewaltprävention – ein mehrperspektivischer Ansatz. Dissertation. Philipps-Universität Marburg (elektronische Veröffentlichung: <http://archiv.ub.uni-marburg.de/diss/z2008/0125/>).
- Kersten, Joachim (2008): Der Code der Straße. In: Micha Brumlik (Hg.) (2008): Ab nach Sibirien? Wie gefährlich ist unsere Jugend? Weinheim, Basel (Beltz), 41-61.
- Koch, Claus (2008): Kinder aus dem Niemandsland – Jugendgewalt und Empathieverlust. In: Micha Brumlik (Hg.) (2008): Ab nach Sibirien? Wie gefährlich ist unsere Jugend? Weinheim, Basel (Beltz), 105-131.
- Levine, Peter A., Meggie Kline (2007): Verwundete Kinderseelen heilen. Wie Kinder und Jugendliche traumatische Erlebnisse überwinden können. München (Kösel), [3. Auflage].
- Merleau-Ponty, Maurice (1966): Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin (De Gruyter), [im Original 1945].
- Opitz-Gerz, Andrea (2008): Die Bedeutung der Körperdimension für die Traumaarbeit. In: Trauma & Gewalt, 2, 4, 278-287.
- Plessner, Helmuth (1975): Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie. Berlin, New York (De Gruyter), [im Original 1928].
- Rauchfleisch, Udo (2008): Begleitung und Therapie straffälliger Menschen. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht), [2. aktualisierte Auflage].
- Scherr, Albert (2004): Körperlichkeit, Gewalt und soziale Ausgrenzung in der ›postindustriellen Wissensgesellschaft‹. In: Wilhelm Heitmeyer, Hans-Georg Soeffner, (Hg.) (2004): Gewalt. Entwicklungen, Strukturen, Analyseprobleme. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), 202-223.
- Scheuerer-Englisch, Hermann (2001): Wege zur Sicherheit. Bindungsgeleitete Diagnostik und Intervention in der Erziehungs- und Familienberatung. In: Gerhard J. Suess, Hermann Scheuerer-Englisch, Walter-Karl P. Pfeifer (Hg.) (2001): Bindungstheorie und Familiendynamik. Anwendung der Bindungstheorie in Beratung und Therapie. Gießen (Psychosozial), 315-345.
- Schmitz, Hermann (1990): Der unerschöpfliche Gegenstand. Grundzüge der Philosophie. Bonn (Bouvier).

- Schmitz, Hermann (2007): Der Leib, der Raum und die Gefühle. Bielefeld, Locarno (Aisthesis).
- Seewald, Jürgen (1996): Philosophische Anthropologie – Leiblichkeit/Körperlichkeit des Menschen. In: Herbert Haag (Hg.) (1996): Sportphilosophie: ein Handbuch. Schorndorf (Hofmann), 21-49.
- Seewald, Jürgen (2000): Durch Bewegung zur Identität? Motologische Sichten auf das Identitätsproblem. In: Motorik, 23, 3, 94-101.
- Sutterlüty, Ferdinand (2003): Gewaltkarrieren. Jugendliche im Kreislauf von Gewalt und Missachtung. Frankfurt a.M., New York (Campus) [2. durchgesehene Auflage].
- Van der Kolk, Bessel A. (2000): Der Körper vergisst nicht. In: Bessel A. Van der Kolk, Alexander C. McFarlane, Lars Weisaeth (Hg.) (2000): Traumatic Stress. Paderborn (Junfermann), 195-217.
- Van der Kolk, Bessel A. (2006): Geleitwort II. In: Gustl Marlock, Halko Weiss (Hg.) (2006): Handbuch der Körperpsychotherapie. Stuttgart, New York, VII – XII (Schattauer).